

Francine
du Plessix Gray

Majakowskis
letzte Liebe

Aus dem Englischen von Matthias Wolf
Mit Gedichten von Wladimir Majakowski,
übersetzt von Alexander Nitzberg

BERENBERG

Einleitung

Ich habe ein außerordentlich reges Traumleben. Vor einigen Jahren träumte ich sehr intensiv von meiner Mutter. Es war gerade ihr Todestag, und der Traum ging folgendermaßen:

Ich lebe zurückgezogen und allein in einem einfachen Landhaus, das auf einer Anhöhe über einem Tal liegt und von wo aus man auf einen anderen, gleich hohen Hügel blicken kann. Plötzlich kommt eine Nachricht von Mutter: Ich solle sofort zu ihr auf den gegenüberliegenden Hügel ziehen, der »Atlanta« heißt. (Oh, wie raffiniert ist doch das Unterbewußtsein! Man ersetze das »l« in Atlanta durch ein »j« und schon hat man das Anagramm des Namens meiner Mutter: »Tatjana«.) Mutters Nachricht ärgert mich, hartnäckig widersetze ich mich ihrem Befehl und sende ihr folgende Nachricht zurück: »Ich bin sehr glücklich hier auf meinem Hügel, ich möchte nicht auf deinem Hügel leben, ich bleibe, wo ich bin.«

Daraufhin taucht Mutter unvermittelt an der Tür meines Hauses auf, bei mir, auf meinem eigenen Hügel. Sie ist das absolute Gegenteil der hochgewachsenen, gebieterischen, aufbrausenden Mutter, die ich im wirklichen Leben gekannt hatte – eine winzige, sanftmütig lächelnde alte Dame, die in Schwarz gekleidet ist und ein unauffälliges Hütchen mit gepunktetem Schleier trägt. Und am Ende des Traums verwandelt sich Mutter in die glücklichste alte Dame, die ich je gesehen habe: Sie steht einfach an der Tür meines Hauses und weigert sich einzutreten, aber sie lächelt mich fröhlich an, winkt und wirft mir Kußhände zu, und ich lächele, winke und werfe ihr Kuß-

hände zurück – zwischen uns herrscht eine Atmosphäre heiterer Gelassenheit, gegenseitiger Anerkennung, zärtlichen Verstehens, wie wir sie im wirklichen Leben nie gekannt haben.

Als ich aufwachte, war ich verwirrt über den gewaltigen Unterschied zwischen der schüchternen Dame meines Traums und der exzentrischen russischen Mutter meines wirklichen Lebens. Tatjana Jakowlewa Liberman, eine professionelle Modistin und ständig auf dramatische Effekte bedacht, war eine ausgemachte Exhibitionistin, die gerne von sich behauptete, direkt von Dschingis Khan abzustammen. Geheimnistuerisch und durch und durch prüde, in ihren Ansichten so kategorisch wie ein Sowjetkommissar, hätte sie die gesamte Geschichte der Menschheit auf den Kopf gestellt, nur um ihren Standpunkt zu beweisen, und nur wenige von uns hätten gewagt, sich auf eine Kraftprobe mit ihr einzulassen. In ihren besten Jahren war sie knapp 1,77 Meter groß und wog 63,5 Kilo, und ihr majestätisches Auftreten, die sehr kurzsichtigen, kastanienbraunen, asiatischen Augen, die einen mit kritischem Blick durch blaugetönte Bifokalgläser fixierten, hatten die psychische Wucht eines Keulenschlags. Tatsächlich wäre man auch kaum versucht gewesen, meiner Mutter irgendeinen Echtheitsnachweis abzuverlangen, dazu war die Symbolik einer Verwandtschaft mit dem großen Khan denn doch viel zu stimmig: Ständig mit grellem Modeschmuck ausgestattet, der an Folterinstrumente oder die Insignien archaischer Kulte gemahnte, pflegte sie mit spektakulär um die Schultern drapierten Tüchern einen Raum wie eine Stammeskriegsgöttin zu durchmessen, und der Sturmschritt, mit dem sie durchs Leben eilte, hatte etwas vom Brausen der Steppenwinde.

Es war ein wesentliches Unglück meiner Jugend, daß Tatjana – eine der herausragendsten Stilikonen ihrer Generation, die so viele Menschen wie nur möglich zu verzaubern suchte – eine extrem

starke Abneigung gegen jede Art von Gesprächskultur hegte. Sie verkündete, anstatt zu diskutieren, sie proklamierte, anstatt zu kommunizieren, sie diktierte, anstatt zu konversieren. Die Turbulenzen der Oktoberrevolution, die sie nur knapp überlebte, und das mit ihr verbundene Leid, vor allem der Freitod des Poeta laureatus der Revolution – Wladimir Majakowski, die größte Liebe ihres Lebens –, hatten seelische Wunden bei ihr hinterlassen, über die sie nur selten mit jemand anderem sprach. Ihres Stellenwerts als Majakowskis Lieblingsmuse war sie sich sehr wohl bewußt, weshalb sie im Laufe der Jahrzehnte denn auch immer wieder die Erwartung andeutete, ich würde irgendwann über sie schreiben. »Eines Tages machst du doch ein Buch über mich, nicht wahr?« pflegte sie mehrmals im Jahr zaghaft zu fragen. Zwischen uns bestand ein stillschweigendes Einverständnis, daß ich erst nach ihrem Tod über sie schreiben und mich dabei ganz auf ihre Romanze mit dem todgeweihten Dichter konzentrieren würde.

Dabei war Mutters Wunsch, ich möge ihr Verhältnis mit Majakowski der Nachwelt überliefern, durchaus ambivalent. Einerseits wollte sie es, doch gleichzeitig fürchtete sie sich auch davor. Immer wieder kam es vor, daß sie mir zehn Minuten lang von ihm erzählte und dann plötzlich das Gespräch abrupt beendete und mit niedergeschlagenem, kummervollem Gesicht aus dem Zimmer ging. Genauso kapriziös war die Art und Weise, wie sie ihre Korrespondenz mit Majakowski behandelte. Ihre geradezu obsessive Sorge um die Briefe und Telegramme, die er ihr in der Zeit ihrer beginnenden Romanze geschickt hatte, sollte sich 1940 überdeutlich zeigen. Sie gehörten zu den wenigen Habseligkeiten, die sie in ihren Koffer packte, als wir zwei Tage vor dem Einmarsch der Nazis aus Paris flohen: ein paar Sachen zum Anziehen für die kommenden Tage, das bißchen Schmuck, das sie besaß, und die Briefe des Dichters – das war's auch schon.

Leseprobe aus:

Francine du Plessix Gray
Majakowskis letzte Liebe

Aus dem Englischen von Matthias Wolf

Mit Gedichten von Wladimir Majakowski, übersetzt von Alexander Nitzberg

128 Seiten · Abbildungen · Halbleinen · fadengeheftet · 164 x 228 mm

Die Urform dieses biographischen Essays erschien 2004 unter dem Titel
»Majakowsky's Last Love« in »The New Yorker« und als ein Teil des 2005 bei Penguin,
New York, veröffentlichten Werks »Them. A Memoir of Parents«

© 2008 by Francine du Plessix Gray.

All rights reserved including the rights of reproduction in whole or in part in any form

© 2008 der deutschen Übersetzung:

Berenberg Verlag, Ludwigkirchstraße 10 a, 10719 Berlin

Ausstattung | Gestaltung: Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-27-6



BERENBERG